

DIE MÖGLICHKEIT DER UNMÖGLICHKEIT MACHT DIE UNMÖGLICHKEIT ZUR MÖGLICHKEIT

Jürgen Fischer

„Der Termin muß leider..." - abgesagt werden? - „...etwas verschoben werden, haben Sie bitte ein wenig Geduld." - „Gut, dann können wir inzwischen unsere Projekte weiter besprechen." - „Herr Gorbatschow erwartet sie jetzt."

„Für die zukünftige Entwicklung Rußlands ist das Verhältnis zu Deutschland von ganz besonderer Bedeutung. Ich begrüße es sehr, daß dieser Kontakt unseres Instituts für Kulturforschung nach Thüringen jetzt so zustande gekommen ist, aber diese Beziehungen dürfen auf Dauer nicht regional beschränkt bleiben." Das Arbeitszimmer im Gebäude der russischen Finanzakademie ist nicht sehr groß, die räumlichen Bedingungen der Stiftung sind insgesamt eingeschränkt. Stets - so heißt es -, wenn Gorbatschow sich regierungskritisch äußere, werde ihm der äußere Wirkungsrahmen seiner Stiftung ein Stück mehr eingeschränkt. Als Boris Jelzin den amerikanischen Präsidenten Bill Clinton beim jüngsten Putschversuch gefragt habe, ob er nun auf das Weiße Haus schießen lassen solle oder nicht, habe Gorbatschow geäußert, Rußland hätte schon viele Herrscher gehabt, dumme und kluge, starke und schwache; noch nie aber habe einer den amerikanischen Präsidenten gefragt, was er denn tun solle. -Es kostete wieder einige Arbeitsräume! Unlängst wurde sogar der Korridor, der die Räume der Stiftung mit den Trakten der Akademie verbindet, mit einer Sperre versehen, die von den Mitarbeitern den sarkastischen Namen „Berliner Mauer" erhielt, in zwischen aber wieder weggeräumt ist.

Zwei Tage sind es nur, in denen sich Erlebnisse in dichter Folge zu einem Wirbel von Eindrücken verdichten, der keine Analyse von Verhältnissen, Entwicklungstendenzen und Prognosen sein kann, aber eine solch packende sinnliche Wirkung hatte, daß eine Art „Urknall" im eigenen Weltempfinden ausgelöst wurde, der von Bedeutung für zukünftiges Handeln sein könnte.

Moskau: Fernsehturm Ostankino - das höchste Bau werk der Welt; das „Moskauer Haus des Buches" -die größte Buchhandlung in Europa; der „Moskau-Kanal" - einer der größten Binnenkanäle der Welt... Alles in der sowjetischen Metropole sollte am höchsten, am größten, am schönsten sein. Wir wohnen im Hotel „Ismailowo", dem größten Hotel Moskaus, am östlichen Stadtrand gelegen; dreimal 28 Stockwerke, die Übernachtung kostet 45 \$. Das Hotel wird offenbar fast nur von Inländern bewohnt, es macht einen heruntergekommenen Eindruck. Niemand kümmert sich um den allgemein üblichen Hotel service, der Theater- und Kinosaal sowie die meisten Restaurants sind geschlossen. Einige Spiel automaten, eine Nachtbar, die vormittags um 11 Uhr öffnet und im Vestibül zwei Kioske, in denen es Zündverteiler für PKW-Motoren, Coca-Cola-Büchsen, Pelzmäntel und Kaugummis zu kaufen gibt, künden die „Neue Zeit". Das monströse Fossil spiegelt eher Niedergang als Aufbruch. In der abgenutzten Inneneinrichtung des Quartiers prunkt ein altertümlicher, riesiger Fernsehapparat. Die Haupt sendezeit zwischen 20 und 22 Uhr gehört im 1. Programm des Moskauer Fernsehens der „Reklame-Agentur Ostankino" Fast zwei Stunden lang Werbespots: Unicom-Bank - investieren sie - Snickers - 600 % -V-Bank - kaufen sie - 1000 % - Snickers - Credo-Bank - Finanzierung - Snickers - Commercialbank - 100 % - Snickers... Dazwischen der Höhepunkt des Abends: „Die Lotto-Million" - eine aufwendige Glimmershow um nichts.

Neugier ist geweckt, Zusammenhänge zu suchen, wo in den ersten Stunden nur absurde Kontraste erscheinen. Man muß schon zu den letzten Hinterwäldlern gehören, um die Widersprüche nur darin zu sehen, daß mit dem Ende der Sowjetunion endlich ein „unmenschliches System zusammengebrochen" sei und das Land nun mit Hilfe des Westens in einem mehr oder weniger langen Zeitraum in eine funktionierende Demokratie westeuropäischen Charakters, ein florierendes System sozialer Marktwirtschaft oder in welche westlichen Wunschvorstellungen auch immer zu bringen sei. Als wären das Land und seine Menschen ein Gefäß, in das man nach Gutdünken diesen oder jenen Inhalt gießen könnte oder als gebe es ein „ewiges" menschliches Wesen, das nach Freiheit dürste oder nach Coca Cola. Die Menschen in der Sowjetunion waren die Sowjetunion, mit allen Schattierungen des Involviert-seins, Angepaßtseins, Sich-reibens, Sich-auflehns. Es lebt kaum noch jemand, der die Zeit vor der Oktoberrevolution bewußt erfahren hätte, der andere gesellschaftliche Erfahrungen in die gegenwärtige Entwicklung einzubringen hätte, als vom Sozialismus geprägte, es sei denn, er hatte längere Zeit Gelegenheit, im Westen zu leben. Die Sprache, die Schrift, die Kultur, die Religion sind einerseits so nicht-westlich und andererseits seit Jahrhunderten so eng mit dem Westen verknüpft, daß weder Identität noch Exotik geeignete Grundgefühle beim Erleben des Landes sind. Fremd und vertraut ist auch Mos kau, wie es mir auf andere Weise schon bei meinem letzten Besuch vor elf Jahren erschien.

RÜCKBLICK

1982 war ich zum letzten Male in Moskau, damals mit einer Gruppe von Ostberliner Musikstudenten als Gast des Tschaikowski-Konservatoriums. Natürlich war ich neugierig, wie die Stadt heute erscheinen würde. Es war fast die gleiche Jahreszeit und unverhofft hatten wir einen Begleiter gefunden, der uns eine andere Welt als die der „Stätten der Revolution“, der neuen Prospekte und der Touristenprogramme im Großen Kreml-Palast erleben ließ. Die Studenten waren ohnehin mehr mit Tschaikowski und Rimski-Korsakow, mit Prokownjew, Schostakowitsch und Alfred Schnittke verbunden als mit Isaac Dunajewski, Jurij Miljutin oder Wassili Solowjew-Sedoi, dessen Sowjet-Schlager „Abends an der Moskwa“ noch immer die Kennmelodie des Moskauer Fernsehens ist.

Unser Betreuer - Dozent für Musikwissenschaft - führte uns damals nach „Rußland“, nach Klin und nach Sagorsk, zur orthodoxen Totenfeier und zum Gottesdienst. Der schwere, betäubend-stickige Duft des Weihrauchs, der goldstarrende Ikonostas, hinter dessen Tür eine Welt lag, die der Laie nicht betreten durfte, der prachtvoll gekleidete Pope, vor dem sich die Gläubigen in den Staub warfen, waren mir sehr fremd. Ich sah in alte russische Adelspaläste und in Vororte, in denen mir zum ersten Mal kranke, zerlumpte Bettler, unterwürfig und erbarmungswürdig, begegneten und ich empfand spätestens vor den Bildern von Rubljow, Repin, Gay oder Suworow, daß die sowjetische Kultur nur eine ganz dünne Schicht über einer tausend Jahre alten Tradition war, die eben nicht vor achthundert Jahren den Renaissance-Humanismus, vor fünfhundert Jahren den Protestantismus, vor zweihundertfünfzig Jahren die französische Aufklärung und vor zweihundert Jahren die klassische deutsche Philosophie hervorgebracht hat, ja nicht einmal die Philosophie des Dialektischen und Historischen Materialismus.

Andererseits konnte man in Moskau bemerken, wie russisch viele Normen und Ziele waren, die in der DDR von der SED-Führung als Ideale des Sozialismus verkündet wurden und angeblich die folgerichtige Weiterentwicklung jener eben genannten geistigen Traditionen Westeuropas sein sollten. Aber in Wahrheit war Kollektivismus an die Stelle von Gemeinschaft, autarker Zentralismus an die Stelle von Demokratie getreten. Der Widerspruch wurde sichtbar, als Gorbatschow Mitte der achtziger Jahre versuchte, die sowjetische Gesellschaft im Sinne jener Ideale umzugestalten, die Freiheit und Demokratie für das Volk als Grundbedingungen für eine sozialistische Gesellschaft ansahen. Der Versuch ist gescheitert, weil die sowjetische Gesellschaft anders strukturiert war, weil die tausendjährige Geschichte Rußlands, die Stalin-Ära, die Kriegs- und Nachkriegsentwicklung keinen Boden für einen kurzfristigen Umbau der sozialistischen Verhältnisse im Sinne westeuropäisch geprägter Persönlichkeitsstrukturen boten. Die russischen Intellektuellen, die im Umfeld der Oktoberrevolution jene Ideale vertraten und verkörperten, waren bekanntlich von Stalin außer Landes gejagt, ermordet, in den Tod getrieben oder verbannt worden.

Insgeheim lebte in den Hinterzimmern der Bibliotheken, Hochschulen und Universitäten jener Geist freilich weiter, einige, die den stalinistischen Terror im Lande überlebt hatten, wie Schostakowitsch oder Pasternak halfen mit, eine junge, kritische Generation von Künstlern und Wissenschaftlern heranzubilden; selbst in den offiziellen Akademien wurden gelegentlich Erkenntnisse formuliert, die - von den Parteiführern vor Gorbatschow meist ignoriert - die Reformbedürftigkeit der sowjetischen Gesellschaft erkannten. Aber die Kräfte, die mit Gorbatschow den Versuch unternahmen, die Sowjetunion in eine freiheitliche und demokratische sozialistische Gesellschaft umzubauen, waren zu wenige und waren zu schwach.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Gorbatschow den Umbau des Systems zu halbherzig betrieb, wie ihm seine Kritiker vorwarfen, oder ob er richtig erkannt hatte, daß die gesellschaftliche Neuorientierung des riesigen Landes viel Zeit, viele Kompromisse und lange Geduld gebraucht hätte, um erfolgreich zu sein. Es mag auch dahingestellt bleiben, ob Sozialismus als Gesellschaftsform, in der die Menschen ohne Ausbeutung in einer natürlichen Welt ihre humanen Anlagen, ihre Talente und Fähigkeiten, ihren Beziehungsreichtum individuell und optimal entfalten können und damit zum Erhalt der Erde und zum Reichtum der gesamten Menschheit beitragen, eine ewige Utopie bleiben muß, weil sie an den Grenzen des Machbaren oder der menschlichen Natur scheitert. Jedenfalls hat Gorbatschow auch in den Völkern westlich von Rußland, den Deutschen, Ungarn, Tschechen, Polen, Balten, die jenen Kulturtraditionen entstammten, aus denen der Geist eines demokratischen Sozialismus erwuchs, zu wenig Verbündete gefunden, die mit ihm den Versuch unternehmen wollten, eine freiheitliche Gesellschaft aufzubauen, welche die humanistischen Ideale des Sozialismus mit den Vorzügen des marktwirtschaftlichen Wettbewerbs verbindet. Sie haben aufgrund ihrer Erfahrungen die Lockerung der imperialen Zügel sofort genutzt, um sich strikt von Rußland abzuwenden und jenen Kulturkreisen

und Gesellschaftsformen wieder zuzuwenden, denen sie jahrhundertlang angehört haben oder die sie zumindest in ihren intellektuellen Bemühungen erstrebten.

DIE STRASSE

So steht Rußland zur Stunde seiner Wiedergeburt vor einer Katastrophe. Die einen erhoffen für die Zukunft nun die Rückbesinnung auf „das russische Wesen“, was immer das sein mag, die anderen erstreben die endgültige Hinwendung zu westeuropäischen Denkweisen, dritte sehen ihr Ziel in der Verwirklichung einer „Freiheit“, die für sie Anarchie und das Recht des Stärkeren bedeutet, wieder andere träumen von einer Rückkehr zu sozialistischen Verhältnissen, was von einer Verklärung der Stalin-Ära bis zu der Hoffnung reicht, an die Zeit der Perestroika anknüpfen zu können, für manche verbindet sich Rußland, in welcher politischen Konstellation auch immer, mit dem Gedanken an eine Großmacht und schließlich hat der Traum von einem „neuen Amerika“ seine Anhänger. Ein mehrheitsfähiges politisches Konzept, das in die Zukunft weist, ist nicht erkennbar. Jelzin betreibt offenbar eine ausschließlich praktizistische Politik, die die Übel soweit als möglich in Grenzen zu halten versucht. Doch Jewgenia, Mitarbeiterin der Gorbatschow-Stiftung, die uns auf dem „touristischen Teil“ unseres Besuches begleitet, befürchtet für das nächste Jahr einen Militärputsch. Jelzin habe mit der Auflösung des Parlaments, das - wie man es politisch auch immer beurteilen mag - für russische Verhältnisse aus demokratischen Wahlen hervorgegangen sei und mit dem Schießbefehl auf das Weiße Haus Tabus gebrochen, die für die nahe Zukunft jede politische Moral außer Kraft setzen.

Auf der Straße ist hiervon alles und nichts zu bemerken. Natürlich wird im Stadtinneren die erste McDonald's-Filiale Moskaus von Menschen umlagert, natürlich gibt es hier und da neue Läden, die jedem Pariser Boulevard Ehre machen würden, natürlich sind Kirchen wieder geöffnet, die in der Sowjetunion als Turnhallen, Produktionsstätten oder Lagerhallen dienten oder einfach dem Verfall preisgegeben waren, natürlich stehen viele Skulpturen von Swerdlow, Kalinin oder Frunse noch an ihren alten Plätzen. Und natürlich blickt man in Gesichter von Menschen und erkennt manchmal an ihrer Kleidung, an ihrer Haltung, an ihrem Auftreten, welcher Richtung sie womöglich zugeordnet werden könnten. Es dürfte nicht viel Mühe kosten, gegenwärtig für jede beliebige politische Richtung, für jeden, der sich als neuer Messias offenbart, 10.000 Leute auf der Straße zu mobilisieren. Das sind jeweils weniger als 0,1% der Bevölkerung Moskaus. Wer hier was tut, ist ohnehin gegenwärtig schwer zu über schauen. Die Einwohnerzahl der Stadt war in der Sowjetunion auf 9 Millionen begrenzt und es war kaum möglich, sich ohne reguläre Aufenthaltserlaubnis länger in Moskau aufzuhalten. Die Zuzugsbeschränkung ist nominell noch gültig, aber heute sollen es 3 Millionen Menschen sein, die inzwischen illegal in der Stadt wohnen.

Offiziell ist die Arbeitslosenrate noch gering, sie liegt bei etwa 3%. Aber hergestellt wird anscheinend so gut wie nichts, und ihren Lebensunterhalt können viele aus den Einkünften ihrer Berufstätigkeit wohl auch nicht hinreichend bestreiten. Die Läden sind leer, geschlossen oder mit teuren ausländischen Waren ausgestattet. Selbst im Duty-free-shop auf dem Flughafen gibt es Pelzmützen jetzt aus Schweden statt aus einheimischer Produktion. Manchmal scheint es, als wäre die arbeitende Bevölkerung aus schließlich mit der Herstellung von Matroschkas beschäftigt. Sie sind das einzige, was einem an russischen Produkten auf Schritt und Tritt begegnet. Vielleicht sind sie das wahre Sinnbild der „Neuen Zeit“. In einem unendlichen Variantenreichtum, traditionell, ironisch, phantastisch, verspielt, von hoher kunsthandwerklicher Fertigkeit oder in den Niederungen elenden Kitsches, lächeln sie jeden Passanten auf allen Märkten mit steter Freundlichkeit an, bei allen Unterschieden aber: sie alle sind russisch. Und ich habe auch nirgendwo den verschämten Aufdruck entdecken können: Made in Taiwan. Recht beliebt sind augenscheinlich Karikaturen führender Politiker im Matroschka-Prinzip. Da steht nun also ein bärtiger Jelzin. Öffnet man ihn, kommt Gorbatschow zum Vorschein. Darinnen verbirgt sich Abdulajew, dann kommt Stalin und schließlich - ganz klein und nicht mehr zu öffnen: Lenin. Die Interpretation ist ambivalent. Stelle ich sie nebeneinander: Jelzin ist der Größte, stecke ich sie ineinander: In allen schlägt das Herz Lenins.

Die einzige Form, sich finanziell gegenwärtig einigermaßen über Wasser zu halten, sagt man, sei der Wiederverkauf. Das heißt, man versucht, irgend etwas zu erhaschen, was sich am Straßenrand zu Geld machen läßt. Hat man Glück, Verbindungen und Geschick, kann man Brot oder Wurst anbieten. Oder man handelt mit Pornos, die aussehen wie Betriebszeitungen des VEB „Roter Oktober“, oder man sammelt Pilze und Beeren. Oder man verkauft sein vorletztes Paar Schuhe. Wenn man das letzte verkauft hat, steigt man wahrscheinlich aus den Heerscharen der Händler ab in die Kategorie der Bettler. Sie sind häufiger geworden seit meinem Besuch im Jahre 1982 und sie dürfen jetzt auch in den prunkvollen Metro-Stationen im stilechten Stalin barock sitzen, wo sie früher ängstlich besorgt waren, nicht von der Miliz aufgegriffen zu werden. Bürgerliche Freiheit ist für alle gleich!

Jewgenias Tochter studiert Kunstgeschichte. Am Wochenende handelt sie mit Kosmetika. Das bringt durchschnittlich 50.000 Rubel Reingewinn, umgerechnet etwas weniger als 80,- DM pro Woche. Das geht so, die Preise für die Dinge des Alltags sind in diesem Rahmen erschwinglich. Am Straßenrand kann man fast alles kaufen, was man so braucht; am Samstag abend gegen 22 Uhr gibt es z.B. vor der Metro-Station Ismailowskaja noch frische Baguette-Brote, das Angebot an Lebensmitteln ist im Straßenhandel reichhaltig und - wenn man in dieses System des Überlebens integriert ist - auch erschwinglich. Ich erfahre, es sei sinnlos, irgend et was produzieren zu wollen, jede Hoffnung auf Gewinn würde durch den Fiskus zunichte gemacht. Aber der Handel verlief völlig regellos. Es gibt keine festgelegten Ladenöffnungszeiten, keine Abgaben, keine Preisorientierungen. Auf dem Flughafen kostet bei einem privaten Händler die Ansichtspostkarte 1 \$, auf der Post gegenüber bekomme ich sie - einschließlich Porto - für 15 Pfennige.

Die Studentin, die mit Kosmetik handelt, ist sich durchaus der Gefahren bewußt, die ihr merkantiler Gewinn in sich birgt. Sie geht nur in männlicher Begleitung auf den Markt. Um es nochmals zu betonen: Wenn man für einige Stunden durch die Straßen einer ziemlich unbekannten Stadt geht, dreimal mit der Metro fährt, in einer Stolowaja altbackenen Kuchen ißt, und im Vorbeifahren hinter den geschlossenen Fensterscheiben des Autos die noch immer diszipliniert an der Bushaltestelle wartenden Passanten beobachtet, wäre es wohl vermessen, daraus einen Bericht ableiten zu wollen, der den Anspruch erhebt, er erfasse Sinnen und Trachten der Moskauer. Was unter der Oberfläche vorgeht, bleibt weitgehend unentdeckt. Die Impressionen, die die Reise erweckt, sind zufällig, aber sie sind nachhaltig, sie sind davon bestimmt, daß das Gros der Bevölkerung mit anscheinend großer Gelassenheit darangeht, sein Leben neu zu organisieren. Dabei ist jeder für sich alleine. Man respektiert den anderen, aber dessen Geschick ist einem gleichgültig. Läßt du dich von mir betrügen? - Na und? Hast du Hunger oder frierst du? - Na und?

Vieles geht noch in den gewohnten Bahnen, wenn man auch oft das Gefühl hat, es sind nur hohle Formen, die aufrechterhalten werden. In den öffentlichen Einrichtungen sind zahlreiche Angestellte mit Herumstehen beschäftigt. Ihre Tätigkeit verrichten sie mit Gelassenheit und Umsicht. Sie erteilen Auskünfte: Das weiß ich nicht, das gibt es nicht! Die Metro fährt zu den Spitzenzeiten noch im 1-Minuten-Rhythmus; die Fahrgäste lesen - wie eh und je - richtige Bücher, die Wände der Waggonen sind noch nicht mit den Hinterlassenschaften mitteilender Jugendlicher besprayt. Das mag daran liegen, daß es Farbspray nicht zu kaufen gibt oder daß man sein Geld gegenwärtig doch lieber in andere Dinge investiert. Der Eingang zur Metro-Station Ismailowskaja wird noch immer von der entschlossen blickenden, flachbrüstigen Partisanin aus Bronze bewacht, auf dem Bahnsteig der Station Puschkinplatz, ehemals Platz der Revolution, hocken in den Nischen die erzenen Helden des Oktober: Arbeiter, Bauern, Rotgardisten, Komsomolzen; sprunghaft. Die Stadt wirkt ruhig. Ist es die Unfähigkeit, in eigener Entscheidung aktiv zu werden, die ein System hervor gebracht hat, in dem 70 Jahre lang alles und jedes organisiert, verordnet, kontrolliert wurde oder ist es die Ruhe vor dem Sturm? Ist es die Lethargie und Leidenschaft der „russischen Seele“ oder der Fatalismus eines „Jeder stirbt für sich allein“? Ist es die Gelassenheit einer Kraft, die aus der geschichtlichen Erfahrung weiß, daß sie überleben wird, wie sie den Brand von Moskau im Vaterländischen Krieg überlebt hat, den Bürgerkrieg, die Repressionen der Stalinära, wie sie die deutsche Wehrmacht an der Wolokolamsker Chaussee zum Stehen gebracht hat und wie sie „Die schöne neue Welt“ des real existierenden Sozialismus überlebt hat?

IM THEATER

„Am Abend würden wir sie gern zu einer Kulturveranstaltung einladen. Das Bolschoi-Theater wird gerade umgebaut. Es ist leider geschlossen. Aber im ‚Stanislawski- und Nemirowitsch-Dantschenko-Theater‘ gibt es ‚Schwanensee‘. Es wird schwer sein, Karten zu bekommen, aber wir bemühen uns.“ - Ich will nicht in „Schwanensee“! Vielleicht ist es unhöflich gegenüber den Gastgebern, aber zwei Wochen nach dem Putsch in Moskau, zum ersten Mal nach 12 Jahren für zwei Abende wieder in dieser Stadt, die sich anschickt, erste Schritte auf einem für sie ganz neuen Weg zu gehen, da steht mir der Sinn nicht nach den Attitüden von Odile und Odette. - Gibt es nicht irgendwo einen Keller, ein freies Theater, eine Gruppe junger Künstler, die etwas Neues macht? - „Im Zentralen Kinder- und Jugendtheater spielt man den ‚König Lear‘. Es ist keine traditionelle Inszenierung und bei seiner Premiere gab es viel Für und Wider. Da werden wir auch Karten bekommen, weil die ausländischen Besucher Musiktheater und Ballett bevorzugen.“ - Na gut, besser als „Schwanensee“!

Die Treppenaufgänge atmen die staubige Pracht eines neubarocken Vorgestern. Um die Jahrhundertwende gebaut, dient das Haus seit den zwanziger Jahren seinem gegenwärtigen Zweck. Der große Spiegel im Foyer ist zerbrochen. Geld für einen neuen gibt es nicht. Also wurden Schautafeln vor

der Schadstelle aufgebaut, die dem 80. Geburtstag des Dramatikers Viktor Rosow gewidmet sind. Er hat mit seinen Stücken jahrzehntelang die Geschichte dieses Theaters mitgeschrieben. Mitte der sechziger Jahre ging Rosows „Unterwegs“ über die Bühnen der DDR. Ein junger Mann lehnt sich gegen die revolutionäre Romantik des Großvaters und die alltägliche Gleichgültigkeit der Eltern auf und will sich seinen eigenen Weg suchen. Hinter vorgehaltener Hand wurden wir Studenten damals in die Berliner Generalprobe eingeladen, man wisse nicht, ob es eine Premiere gebe. Es war eines der ersten sowjetischen Stücke auf dem ostdeutschen Theater, die den Sowjet-Sozialismus nicht als heldenhaft-siegreichen Marsch in eine strahlende Zukunft priesen, sondern Fragen stellten. - Die Premiere fand statt und das Stück lief unter dem Titel „Auf dem Wege“ in einer - gegenüber der Berliner Aufführung allerdings verharmlosten Fassung - jahrelang erfolgreich in zahlreichen Theatern.

Die letzten Besucher - Kinder und sehr junge Jugendliche - huschen in den Zuschauerraum. Wir haben gute Plätze in einer der vorderen Reihen im Parkett, obwohl der Saal - auch ohne ausländische Besucher - mit etwa 800 Schülern verschiedenen Alters vollbesetzt ist. Also gut, „König Lear“ im Kindertheater! Warum nicht? Avantgarde, auf Moskowitisch! Und die schlimmsten Befürchtungen scheinen sich zu bestätigen. Lear betritt zwischen einer Unmenge Statisten die Bühne und sieht aus wie Rübezahl. In einer Haupt- und Staatsaktion teilt er sein Reich an die Töchter und verstößt die Jüngste. Alles, aber auch alles, glaube ich noch nie so schlecht gesehen zu haben. Und dann reißt der Alte seinen Wallebart ab, wirft den unsäglichen Waldhüterhut von sich und es beginnt ein Spiel, wie ich es wirklich noch nie gesehen habe - jedenfalls nicht im „König Lear“. Die Väter übergeben ihr Erbe und die Kinder, die den Vätern die Macht halb entlockt und halb entrissen haben, treiben ihr selbstsüchtiges Spiel. Doch diese Väter - Lear und Gloster - sind von da ab in keiner Minute mehr die bemitleidenswerten Greise, die in Verkennung der wirklichen Interessen ihrer Kinder tragisch scheitern. Als sie bemerken, daß jede Ordnung und alles Recht verlorengehen, stellen sie sich kraftvoll der Entwicklung entgegen. Die Narrheit Lears: Provokation, Verzweiflung, Taktik, Spiegel einer verrückten Welt. Politisches Theater im besten Sinne, allgemeingültig und deshalb äußerst gegenwärtig. Die Schauspieler spielen eine Übersetzung des Stückes von Boris Pasternak. Der 5. Akt, der in den deutschen Fassungen seit Dorothea von Baudissin in der Regel mit „Feldlager bei Dover“ überschrieben ist und vor dem Hintergrund der kriegerischen Auseinandersetzung der verfeindeten Parteien das dramatische Ende der Protagonisten erzählt, ist in der Moskauer Aufführung ein Karneval, der die Helden zwischen Tragik und Grotteske untergehen läßt. Lears Tod: Die Schuld der Väter und die Schuld der Kinder. Am Schluß tanzen alle Mitwirkenden - wie zur Zeit Shakespeares - auf die Bühne. Ein Furioso zwischen Totentanz und Frühlingsweihe.

Jugendtheater“ war der Abend im allerbesten Sinne, weil er die Vorgänge spielerisch gedeutet, sinnlich gemacht hat, ablesbar ohne plakativ zu sein, metaphorisch ohne unverständlich zu sein. Die jungen Besucher, haben es jedenfalls angenommen, über drei Stunden gespannte Aufmerksamkeit eines Publikums, das zwar zum Leidwesen des Künstlerischen Leiters immer noch hauptsächlich über die Schulen statt über den individuellen Besuch mit der Familie ins Theater kommt, aber es bedurfte an diesem Abend keiner pädagogischen Zerberusse, die ihre Schutzbefohlenen mit „Pscht!“ und „Ssst!“ im Zaume halten mußten.

Die öffentliche Akzeptanz und mit ihr die staatliche Förderung des Zentralen Kinder- und Jugendtheaters sind nach Aussage seines Künstlerischen Leiters gut, auch wenn durch die Inflation der Realwert der Subventionen sinkt. Der eigentliche Motor für das Ensemble, „ihr Theater“ auch in schweren Zeiten kreativ und lebendig in die Auseinandersetzung um die Zukunft der russischen Gesellschaft einzubringen, ist womöglich noch der Geist der Begründerin der sowjetischen Tradition eines engagierten, zeitnahen Kinder- und Jugendtheaters. Natalia Saz, die Nichte des ersten sowjetischen Kulturministers, Anatoli Lunatscharski, leitete 1918 die Kinderabteilung der Musiktheater im Moskauer Sowjet, gründete 1920 ein eigenes Ensemble und ertrotzte sich das repräsentative Haus neben dem Bolschoi-Theater. Von Stalin inhaftiert und verbannt, eröffnete sie am Verbannungsort Alma Ata: ein Kindertheater. Nach Moskau zurückgekehrt, initiierte und leitete sie ein eigenes Musiktheater für Kinder. Heute ist sie über 90, nimmt lebendigen Anteil an der politischen Entwicklung und an „ihren“ Theatern. - „Zum Leben gehören Mut, Energie, Tatkraft und Phantasie, oft sind es“ nicht nur die Verhältnisse, welche die Menschen hindern, Neues zu schaffen.“

DER PRIESTER

Der „Wolga“ tuckert gemächlich mit 80 km/h über die Autobahn nach Norden. Mehr schafft er wohl nicht. Es ist auch egal. Die Straße ist an diesem Samstag vormittag mit vielen Veteranen der sowjetischen Automobilindustrie belebt und man käme auch mit einem anderen Auto wohl kaum schneller voran. Vorbei geht es an unzähligen Datschen, die meisten wirken baufällig, haben aber auch in die-

sem Zustand oft noch den Reiz jener alt russischen Holzhäuschen mit geschnitzten Fensterläden und Dachblenden, die man aus Märchenbüchern kennt. Vorbei an verlassenem Kontrollstellen, an einigen Bistros, die sich in allen möglichen und unmöglichen Buden eingerichtet haben; Birkenwälder, hier und da in der Ferne die goldenen Kuppeln einer kleinen Kirche. Ebenen und sanfte Hügellandschaften. Ein vorwintlicher Sonnentag, der alle Klischees eines romantisierenden Rußlandbildes bedienen kann.

Das Ziel ist Sagorsk, sinngemäß vielleicht zu übersetzen mit „Hinter dem Berge“. Die Stadt, die mit ihren 75 km Entfernung von Moskau mit der Vorortbahn zu erreichen ist und zur näheren Umgebung der russischen Hauptstadt gehört, verdankte ihren Namen nicht jenem bildhaften und durchaus zutreffenden Wortsinn, sondern war dem Andenken des ersten kommunistischen Parteisekretärs von Moskau, einem Revolutionshelden namens Sagorski gewidmet. Nach der Neugründung des russischen Staates stand demzufolge auch dieser Name zur Disposition und obgleich sich die Einwohner mehrheitlich für die Beibehaltung des Namens „Sagorsk“ entschieden hätten, heißt die Stadt heute wieder Sergijew Possad, damit auch wieder an den Gründer des Klosters, den Mönch Sergius aus Radonesh, erinnernd.

Das Troiza-Sergij-Kloster ist der bedeutendste Baukomplex in der Stadt. Die Gebäude sind zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert entstanden und zählen zu den schönsten Werken russischer Architektur. Aber auch bedeutende Namen sind mit dem Kloster verbunden: Die kostbarsten Ikonen in der Dreifaltigkeits-Kathedrale stammen von Andrej Rubljow; neben der Mariä-Entschlafens-Kathedrale liegt die Grabstätte des Zaren Boris Godunow. In den Jahren 1608 bis 1610 wurde das festungsartige Kloster im erfolgreichen Widerstand gegen die polnisch-litauischen Belagerer, denen die z.T. sechs Meter dicken Mauern 16 Monate lang standhielten, zu einem frühen Sinnbild russischen Freiheitswillens gegen fremde Eroberer. Und auch Peter I. hielt sich im Kampf gegen die Strelitzen vorübergehend im Kloster auf.

Nach der Oktoberrevolution wurden die Kunstschatze des Klosters, laut Lenins Dekret „Über die Umwandlung der kunsthistorischen Schätze des Dreifaltigkeits-Sergius-Klosters in ein Museum“, museal genutzt. Die meisten Kirchen waren geschlossen und der Wert der 1940 zum „Museumsreservat“ erklärten Anlage war in den letzten Jahrzehnten vor allem touristischer Natur. Aber das Kloster blieb auch in der Sowjetunion als religiöses Zentrum erhalten. Es beherbergte das Moskauer orthodoxe Priesterseminar und die Geistliche Akademie und war neben Moskau häufigster Aufenthaltsort des Metropoliten.

Es ist trotz der teilweisen Säkularisierung eine andere Welt als die draußen vor den Toren. In allen Begegnungen, ob mit den steinernen Zeugen einer sechshundertjährigen Geschichte, mit den Bildern und Schmuckgegenständen oder den heute dort Lebenden: Der Ort ist still, friedlich und gepflegt, von hoher Kultur und Sensibilität. Die filigranen Schnitzereien, die kostbaren, wunderschönen Ikonen, die über tausend Jahre ihre Formen fast unverändert beibehielten, weil im Unterschied zur diesseits bezogenen westeuropäischen Renaissancemalerei in der Ostkirche die heilige Herkunft der Bildinhalte zur Kanonisierung der Form führte, haben die Weihe des Transzendenten. Es lebt nichts mehr von den Kämpfen und Kriegen, die das Kloster überstanden hat und auch die Krisen, die einige hundert Meter weiter den Alltag der Menschen bestimmen, scheinen vor seinen Mauern Halt zu machen.

Heute lernen im Kloster von Sergijew Possad etwa 650 Seminaristen und 150 Studenten an der Akademie. Außerdem gibt es eine kleine Klasse für Ikonenmaler. Nach der zehnklassigen Schulausbildung - etwa im Alter von 17 Jahren - kann man ins Priesterseminar aufgenommen werden. Doch im Hinblick auf Alter und Bildung gibt es nach oben keine Grenzen, zur Zeit studieren nicht wenige Absolventen anderer Disziplinen, vor allem Mediziner und Historiker, an der geistlichen Hochschule. Und ein 50-jähriger Seminarist ist durchaus denkbar.

Der Bedarf an Priestern, Religionslehrern und kirchlichen Sozialarbeitern ist groß. Viele Menschen - so meint der Seminarist Oleg - hätten in der Sowjetunion ihren Glauben behalten, aber darauf verzichtet, in die Kirche zu gehen. Heute haben sie das Bedürfnis, Religiosität auch wieder öffentlich zu zeigen, aber insbesondere die Jugend muß die Kirchenlehre und die Ausübung der Religion wieder lernen. „Viele wollen glauben, aber sie wissen nicht, wie's geht. Heute kommen sehr viele Menschen in die Kirchen, die wir lehren, den Glauben zu praktizieren.“

Der Weg führte uns über einen Kontakt der Gorbatschow-Stiftung nicht in die öffentlichen Museumsräume, sondern in die klösterliche Sammlung, in der ein reicher Schatz an Ikonen und anderen religiösen Gegenständen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert aufbewahrt wird, der Touristen nicht zugänglich ist. Wenn angemeldete Besucher die Räume aufsuchen, werden sie fachkundig von Studen-

ten oder Mitarbeitern der Hochschule begleitet. Uns führte ein junger Mann in schwarzer Kutte, dessen lang herabwallender Bart einen merkwürdigen Kontrast zu seinem jugendlichen Gesicht bildete. Oleg mag Anfang 20 sein. Er ist am Ende der vierjährigen Ausbildung im Seminar angelangt und steht nun vor der Wahl, entweder in die praktische Gemeindearbeit, in soziale oder andere kirchliche Dienste zu gehen, oder auf der Akademie weitere vier Jahre zu studieren. So ganz einfach ist das nicht, denn von jährlich etwa 80 Bewerbern werden nur 30 aufgenommen.

Unser Gesprächspartner hat 1989 sein geistliches Studium begonnen. Zwar war im Umfeld der Reformen Gorbatschows und aus dem besonderen Anlaß des 1000-jährigen Jubiläums der Einführung des Christentums in Rußland, das 1988 begangen wurde, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche lockerer geworden, aber seine Kindheit hat Oleg in einer Zeit verlebt, in der die atheistische Propaganda Staatsdoktrin war. Die Eltern sind in der unmittelbaren Vorkriegszeit geboren, in der die Stalinchen Verfolgungen besonders hart waren und sie hatten keine Möglichkeit und kein eigenes Wissen, ihn im christlichen Glauben zu erziehen. Aber er habe in seiner Kindheit sehr viel von seiner Großmutter gehört, die den größten Teil ihres Lebens vor der Revolution verbrachte und ihm viel von schönen Kirchen, von der Gotteslehre, von den Wundern des Glaubens erzählte. Das habe ihn in der Kindheit sehr beeindruckt und sein bisheriges Leben beeinflusst. „Man kann den Menschen verbieten, in die Kirche zu gehen, sich zu bekreuzigen und ihren Glauben zu zeigen; aber man kann ihnen nicht verbieten, zu glauben.“

„Der Herr hat gesagt: Wenn wir eine Kirche bauen, dann werden die Kräfte des Bösen nicht in der Lage sein, sie zu besiegen.“ - War der Kommunismus das Böse? „Wenn man Stahl extrem belastet, ihn abwechselnd erhitzt und ins kalte Wasser wirft, wird er immer härter. Die Kirche hat sich in den letzten Jahrzehnten gehärtet, ist in sich fester geworden. Die kommunistische Ideologie und die sowjetische Regierung betrachten wir schon als das Böse, aber die Menschen, die in dem Lande lebten und leben, brauchen uns, und die können wir nicht als das Böse ansehen.“

Es gibt Leute wie Solschenizyn und andere, z.B. in der amerikanischen Kirche, die die russische Kirche beschuldigen, daß sie in den Zeiten der Sowjetunion den Kompromiß mit dem Staat eingegangen sei. Sie sagen, wenn die Kirchenmänner wirklich an Gott glaubten, hätten sie sich widersetzen müssen. Auch unter jungen Geistlichen gibt es solche Vorwürfe gegenüber den Älteren. Aber ich bin der Meinung, wenn dieser Rat befolgt worden wäre, hätten die Menschen in der Sowjetunion noch weniger Möglichkeiten gehabt, den Rat und die Hilfe der Kirche in Anspruch zu nehmen.

Die Zukunft Rußlands? Die Regierung versucht heute, aus Rußland eine Art Amerika zu machen, das ist verhängnisvoll. Rußland hatte immer sein eigenes Gesicht und dahin sollte es auch wieder finden. Und für Rußland ist typisch, daß es sich immer auf die orthodoxe Lehre gestützt hat und der Staat damit in Übereinstimmung stand.“

MANEGE

Im Erdgeschoß eines Mietshauses in der Moskauer Innenstadt befindet sich das Atelier von Maxim Kantor. Er malt seit 1973, entstammt einer traditionsreichen Familie russischer Intellektueller und hatte schon früh Konflikte mit der Macht. Verhaftung, Verweis von der Schule, Ausschluß aus dem Komso-mol. Und immer wieder Versuche, gegen die offizielle Kulturpolitik eigene Intentionen zu verwirklichen und öffentlich zu machen: Über eine handgeschriebene unabhängige Schülerzeitung, über inoffizielle Ausstellungen, über das Schreiben von Theaterstücken ... Inzwischen ist er 36 Jahre alt und gehört zu den international bekannten jüngeren Vertretern der russischen Malerei. Seine Bilder hängen in der Tretjakow-Galerie in Moskau und im Russischen Museum in Petersburg, im Städelschen Kunstinstitut Frankfurt, im Sprengel-Museum Hannover und im Ludwig-Forum Aachen, in Novosibirsk, Milwaukee und Perm. Die Berliner Galeristin Eva Poll hat im November eine zweite große Personalausstellung in Berlin eröffnet.

Zahlreiche Artikel sind über die Arbeiten von Maxim Kantor schon geschrieben worden. Einige heißen: „Auf dem Wege zur Wahrheit des Lebens“, „Ich schrie mit meinen Bildern“, „Die Kunst muß das Gewissen erschüttern“, „Ein Bild muß reinigen des Feuer speien“.

Die Assoziationen dieser Schlagzeilen sind treffend, wenn man im Atelier von Maxim Kantor steht, an dessen gegenüberliegenden Wänden zwei Bilder hängen, das eine: „Gemeinschaftswohnung“ - expressiv zerschneiden Wände in einem aggressiven Gelb den Raum, zwingen Leben, zum Teil intimste Verrichtungen von Menschen, in Abteile, die Trennflächen sind hauchdünn, doch unüberwindlich; die Menschen voneinander isoliert und einander ausgeliefert.

An der Wand gegenüber eine andere großformatige Arbeit, noch nicht vollendet; sie nimmt das Thema der „Kämpfenden“ von 1989 auf. Da prallen Menschen zusammen, die gnadenlos aufeinander einschlagen; Silhouetten artig, fast schwarz stehen sie vor einem karminroten Hintergrund, aus der Ferne stürzen andere hinzu, einige rennen weg. Explosion und Implosion. Das Zentrum des Bildes scheint zu zersprengen, die Menschen fliegen wie Fetzen auseinander und ebenso wirkt ein unentrinnbarer Sog, der alles in dieses Zentrum, die krallenden Hände, schlagenden Fäuste, verzerrten Gesichter, einsaugt.

These und Antithese. Die Bilder von Maxim Kantor sind in einer ersten Bedeutungsebene häufig lesbar als die Darstellung von Unmenschlichkeit. Aber sie äußert sich als die Schuld der Schuldlosen. Seine Sicht auf die Wirklichkeit ist nie veristisch oder zynisch, sondern im Gegenteil geprägt von tiefer Humanität, welche Welterfahrung aus der Sicht der „Erniedrigten und Beleidigten“ vermittelt zugleich über diese hinausgeht. Da er nicht propagandistisch daherkommt, nie der Gefahr platter Agitation unterliegt, sondern Kraft und Ohnmacht, Hoffnung, Verzweiflung und Sehnsucht sich malerisch äußern, mit den Augen und der Sprache der Kunst, die niemals nur Form ist, hinterließen seine Bilder einen tiefen Eindruck.

Um so mehr enttäuscht war ich von „Mir '93“, der großen internationalen Kunstmesse in der Manege, dem traditionellen Ort repräsentativer Kunstausstellungen in Moskau. Maxim hatte am Abend noch eine Verabredung mit seiner Berliner Galeristin und lud uns ein, die Ausstellung zu besuchen. „Messe“ heißt auf russisch Jarmarka - Jahrmarkt“. Und insofern war die Enttäusch vielleicht ungerechtfertigt, denn ein Jahrmarkt war es auf jeden Fall, wenn auch nur ein Jahrmarkt der Eitelkeiten.

Ursprünglich hatten viele renommierte Galerien aus Westeuropa ihre Präsenz angekündigt, doch dann hatte sie der Putsch zum größten Teil abgehalten, tatsächlich anzureisen und so waren viele der Kojen zur Eröffnung unbesetzt. Zwei Tage später freilich hatte sich das Bild insofern geändert, als Künstlergruppen, kleine Galerien, wohl auch der eine oder andere obskure „Kunsthändler“, die Gelegenheit nutzten, sich unverhofft vor einem freilich nicht sehr internationalen Publikum präsentieren zu können. Die Moskauer kamen trotz alledem in Scharen. Was sich ihnen bot, war ein Sammelsurium aus sozialistischem Realismus, der auf dem internationalen Markt gegenwärtig gute Preise machen soll: Molotow-Bildnisse, Stalin auf der Parade, lachende Kolchosbäuerin ... neben belanglosem Kunstgewerbe und einer Retrospektive westeuropäischer Kunstentwicklung von Matisse bis Warhol, deren Schöpfer Namen mit den Endungen -ow oder -owsky tragen; mancherlei Werke der Soz-Art, die in der Regel Sinnlosigkeit und Niedergang der sozialen Struktur Rußlands beklagen, eine auffällige Zahl „trauriger Narren“ in Öl, als Collagen und Materialbilder ...

Natürlich war hier und da einiges Interessante und Aufregende zu sehen. Aber auch, wenn es gegenwärtig in Rußland keine Zeitschrift gibt, die halbwegs umfassend über Tendenzen der zeitgenössischen Kunstentwicklung berichtet, war zu erkennen, daß „Mir '93“ nicht unbedingt die wichtigsten und tragfähigsten Seiten der russischen Gegenwartskunst präsentiert hat. Aber vielleicht ist das schön wieder ungerecht. Kommt nicht in jenem realen Durcheinander die gegenwärtige Situation des Landes und mit hin auch seiner Künstler viel lebendiger zum Ausdruck als in einer wie auch immer gearteten Reflexion, die mir das Durcheinander vorstellt? Und was ist schon „wichtig und tragfähig“? In Erinnerung geblieben ist eine mehrsprachige Textmontage: „Die Möglichkeit/ die Unmöglichkeit/ macht die Unmöglichkeit/ zur Möglichkeit“ - Vielleicht ist es das.

BEI GORBATSCHOW

Der eigentliche Zweck der Reise liegt auf dem Leningradski Prospekt 49, dem Sitz der „Internationalen Stiftung für sozio-ökonomische und politische Studien (Gorbatschow-Stiftung), Moskau“. Zu deren Institut für Kulturforschung haben sich im Sommer diesen Jahres verschiedene Arbeitskontakte ergeben, die zu dem Vorschlag des Institutsdirektors, Prof. Valentin Tolstych, eines engen Mitarbeiters von Michail Gorbatschow, führten, das Europäische Kulturzentrum in Thüringen möge zukünftig die Kontaktstelle des Instituts für die Beziehungen nach Deutschland sein. Welche Bedeutung hat eine solche Zusammenarbeit? Was kann man gemeinsam tun, um über die Ebene des Austausches von Informationen hinauszukommen, die in aller Regel ungelesen in den Ablagen und Archiven verschwinden? Was erwarten die Partner aus Moskau und was können wir hier in Deutschland leisten? Was will Michail Gorbatschow? Was sind die Ziele seiner Moskauer Stiftung, in der er etwa 140 Mitarbeiter aus Mitteln seines Privatvermögens beschäftigt?

Etwa 50 Minuten hatte Gorbatschow Zeit, mit uns zu sprechen: „Eine der einflußreichsten. Persönlichkeiten der Weltwirtschaft hat mich gefragt, ob die Stiftung nicht eine Konzeption für die Welt im 21. Jahrhundert erarbeiten könne. Selbst etablierte Spitzenpolitiker und Unternehmer im Westen sehen heute, daß die Weltentwicklung andere Richtungen einschlagen muß, wenn die Menschheit nicht an ihren eigenen Fehlern zugrunde gehen will. Mit der Auflösung der Sowjetunion und den damit verbundenen Umbruchsprozessen in Osteuropa und in der Welt insgesamt sind ja die Grundprobleme nur vorübergehend verdrängt, aber nicht gelöst worden. Hunger, Bevölkerungsexplosion, Umweltzerstörung, Wanderungsbewegungen ... Und es sind neue Probleme hinzugekommen.“ Dabei war klar, daß man natürlich nicht eine Expertenkommission einberufen könne, die innerhalb eines Jahres die Fragen so beantwortet, daß die Ergebnisse von allen akzeptiert werden und dann wieder jemand 'mit der Wahrheit in der Tasche' eine neue Gesellschaft zu konstruieren versucht. Aber heute, am Ende des 20. Jahrhunderts, brauchen wir sehr ernsthafte Überlegungen im Hinblick auf die Zukunft der Menschheit und die Erhaltung der Natur. Das können nicht nur praktizistische Maßnahmen sein, es ist auch Hoffnung nötig, Hoffnung auf eine lebenswerte, humane, gerechte Zukunft und wir sind dabei, über solche Konzepte nachzudenken.

„In bezug auf Rußland halte ich jeden Weg für falsch, auf dem versucht wird, Strukturen zu kopieren, die in anderen Ländern vor anderem historischen Hintergrund und unter anderen Bedingungen entstanden sind. Doch ich setze auch große Hoffnungen in die Zukunft meines Landes, das in der Lage sein wird, seinen eigenen Weg zu gehen. Dieser Weg aber ist nur denkbar in einem gesamteuropäischen Rahmen, in dem es zu vielfältigen Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Völkern und Staaten kommt.“

Zunehmend spielt dabei Kultur im Denken von Michail Gorbatschow eine Rolle. Er, sagen seine Mitarbeiter, der sich früher hauptsächlich mit wirtschaftlichen und politischen Problemen beschäftigt habe, sehe in der kulturellen Entwicklung einen wesentlichen Faktor für die Zukunft der Menschheit. Eine zentrale Frage ist dabei die Definition unterschiedlicher „Kulturtypen“, die von den verschiedenen Völkern und Völkergruppen im Laufe ihrer Geschichte erzeugt wurden. Sie bestimmen zum einen gesellschaftliche Lebensformen von der politischen Kultur bis hin zu der Art und Weise des Produzierens, zum anderen ist die Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Kulturen die Voraussetzung für Veränderungen von Denkweisen und Verhaltensmustern.

Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Entwicklung in Rußland sind dabei zahllose Fragen neu zu beantworten bzw. überhaupt erst zu stellen. Dies betrifft die kritische kulturphilosophische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, insbesondere auch mit der Geschichte der Sowjetunion und es betrifft die Notwendigkeit, diese Geschichte in den Kontext einer neuen Sicht auf die kulturellen Wechselbeziehungen zwischen Rußland und Westeuropa zu stellen, vor allem auch im Hinblick auf Deutschland und die Länder Ostmitteleuropas. Dabei geht es nicht um Historismus, sondern um Erkenntnisgewinn, der sich in Strategien und letztlich in kulturelle und politische Konzepte und Aktivitäten umsetzt.

- Das Institut für Kulturforschung ist seit einiger Zeit in diesem Sinne aktiv. Unter der inhaltlichen Leitung von Prof. Karl Kantor wird an einem Projekt gearbeitet, das als nächstliegende Ziele die Bearbeitung mehrerer Fragenkomplexe anstrebt:
- die Ansichten von Vertretern der verschiedenen sozialen Schichten, gesellschaftlichen und politischen Bewegungen Rußlands und des Westens über die Perspektiven der soziokulturellen Wechselwirkungen unserer Länder zu ermitteln,
- die grundlegenden Besonderheiten der in Rußland und im Westen herrschenden kulturhistorischen Typen zu analysieren und dabei Vorurteile, Irrtümer, Fehler, und oberflächliche Meinungen beider gegenseitigen Einschätzungen zu überwinden,
- zur Erweiterung der schöpferischen kulturellen Annäherung Rußlands und des Westens beizutragen, indem das verhängnisvolle Erbe gedankenloser Nachahmung, schüchterner schülerhafter Denkweisen und lästigen schulmeisterlichen Gehabes überwunden wird,
- die Aufmerksamkeit auf universelle, allgemeinemenschliche Werte zu richten, diese zu festigen und der Frage nachzugehen, wie diese in den kulturhistorischen Typen Rußlands und des Westens erscheinen und schließlich

- die vom Standpunkt der materiellen Ausstattung, des Rechtsschutzes und des sozialen Prestiges verwundbaren Bereiche der geistigen Kultur Rußlands zu ermitteln und die Gesellschaftskreise Rußlands und des Westens darüber zu informieren."

Die Wege des Projektes bestehen darin, daß das Moskauer Institut Expertengruppen aus Ost und West zu einzelnen Themen einberuft, deren Arbeitsergebnisse in den Sammelbänden „Dialog“ veröffentlicht werden. Als Abschluß dieser Phase steht eine Konferenz in der russischen Hauptstadt, die für 1995 vorbereitet wird und in der ein erstes umfassendes Resümee der bis dahin gesammelten Erkenntnisse gezogen werden soll.

Aus den Kontakten zwischen dem Europäischen Kulturzentrum in Thüringen und dem Institut für Kulturforschung erwachsen aber auch Projekte, die für die Moskauer wie für uns auf andere Weise herausfordernd sind: Ab 1994 wird die Zeitschrift VIA REGIA als „Internationale Zeitschrift für kulturelle Kommunikation“ in einer deutschen und einer russischen Ausgabe erscheinen. Sie ist ab Januar in redaktioneller Hinsicht eine Gemeinschaftsproduktion zwischen dem Europäischen Kulturzentrum in Thüringen und dem Institut für Kulturforschung der Gorbatschow-Stiftung, Moskau. Innerhalb der 3. Europa-Werkstatt des Europäischen Kulturzentrums wird es im September einen gemeinsamen Abschnitt in Kaliningrad geben, der eine internationale Tagung zu Fragen der kulturellen Wechselbeziehungen zwischen dem Westen und dem Osten Europas nach Beendigung des Kalten Krieges einschließt.

Nachdenken also, sich austauschen über Wege, die uns auf eine neue Weise zusammenführen, die den Druck der gewaltsamen Zuordnung verloren haben, die offen sind für neue Impulse. Dies schließt ein, den Bogen sehr weiträumig zu schlagen, sich nicht auf eine Ostdeutschland-Rußland- Beziehung oder den Kontakt zwischen zwei personell nicht sehr opulent besetzten Einrichtungen zu beschränken, sondern vielmehr viele Interessenten zu finden, an verschiedenen Orten der Welt, mit verschiedenen Ansichten, die nur eine Gemeinsamkeit haben sollten: im Interesse der Erhaltung der Erde, im Interesse der Zukunft der Menschheit, in dem Willen, nicht nur physisches Überleben zu sichern, sondern die Lebensbedingungen so zu gestalten, daß der Einzelne seine humanen Möglichkeiten verwirklichen kann, nach Wegen zu suchen, die nicht den größten Teil der Erdbevölkerung von den Hoffnungen auf ein menschenwürdiges Dasein ausschließen.

DER ABSCHIED

Rückflug am Sonntag morgen um 10 Uhr mit Aeroflot ab Scheremetjewo II. Uns war geraten worden, mindestens zwei Stunden vor Abflug am Flughafen zu sein, da längere Aufenthalte bei der Abfertigung zu erwarten wären. Also holt uns der PKW der Stiftung um sieben Uhr vom Hotel ab, aber das frühe Aufstehen war vergeblich:

Als wir den Flughafen betreten, wird gerade angezeigt, daß die Maschine nach Berlin drei Stunden Verspätung haben wird. Die Halle ist voller Menschen. Noch immer ist Scheremetjewo II der einzige internationale Flugplatz in Moskau, noch immer wird hier der größte Teil des Flugverkehrs zwischen Rußland und dem Ausland abgewickelt. Das bedeutet, der Flughafen ist mittlerweile völlig überlastet. Gebaut wurde er einst hauptsächlich für einen organisierten Auslandstourismus und einen Individualreiseverkehr, der gegenüber heute verschwindend gering war. Das große Flughafenrestaurant ist an diesem Sonntag vormittag geschlossen. In einem offenen Gang befindet sich ein „Cafe“: ein langer Tresen und einige Tische. Ihm obliegt die Bewirtung der tausenden Flugpassagiere. Es gibt Tee und eine Sorte frischen Kuchen.

Die Zeit vergeht, aus den drei Stunden Verspätung werden schließlich fünf. Keine Informationen, keine Abfertigung. Im Gedränge steht plötzlich eine weinende junge Frau mit einem Kleinkind: „Wir kommen aus Taschkent und wollten nach Frankfurt fliegen. Aber mein Mann wurde bestohlen; Paß, Geld, alle Papiere sind weg. Wir wissen nicht, wie wir nach Hause kommen sollen. Bitte helfen sie uns!“ Ich gebe ihr den größten Rubelschein, den ich noch habe. Nach einiger Zeit steht erneut eine Frau vor mir: „Wir kommen aus Taschkent und wollten nach Frankfurt fliegen ...“ Na ja, was soll's. Der Kleidung nach zu urteilen, scheint das Geschäft der beraubten Frauen aus Taschkent ganz gut zu gehen, aber vielleicht gelingt ihnen in Zukunft eine bessere Koordination und ein größerer Variantenreichtum in der PR-Arbeit, man könnte ja auch mal von Irkutsk nach Paris fliegen wollen.

Die Euphorie ist etwas gedämpft. Die Begegnung mit Künstlern, Philosophen, Studenten und einem der bedeutendsten Politiker des 20. Jahrhunderts; ein Gastaufenthalt, bei dem einen freundliche Begleiter im Auto dahin bringen, wo man erwartet wird, ein Tagesablauf, bei dem zur Zeit das stattfindet,

was verabredet war, bei dem auch ohne eigenes Zutun das Essen vor einem steht; die Möglichkeit, an Bettler Geld zu verschenken, das dem durchschnittlichen Monatseinkommen eines Rentners entspricht, sind eine Sache. Der Alltag, in dem andere Gesetze gelten, eine andere.

Der junge Kraftfahrer, der uns im alten Wolga zum Flughafen brachte, hat seine Zukunftswünsche ans Cockpit seines Fahrzeugs geklebt: das Bild eines Chrysler Concorde neben einem Honda Beat und einem Daihatsu Rocky Station DT, seine Papirosy hat er gegen Marlboro eingetauscht; die dicke Alte, die mit einem schmierigen Lappen mißmutig über die Tische fährt, hat verloren, was sie sicher zu haben glaubte: ein Leben lang eine warme Wohnung, kostenlose ärztliche Betreuung, hinreichend zu essen und Kleidung, in der sie nicht frieren muß. Alles andere hat sie womöglich wenig interessiert. Jetzt kämpft sie ums Überleben. Die schrille junge Frau auf dem nächtlichen Puschkinplatz, etwas angetrunken, tut es auf ihre Weise.

Mit kommt ein Bild von Wedjernikow in den Sinn, das ich am Vortag in der Manege gesehen hatte: In sarkastischer Erzählfreude nach Brueghelscher Manier schildert der Maler das sinnlose Getümmel einer entwurzelten Menge, der betrunkene Bettler liegt vor der Kirche, der alte Sowjetgeneral blickt „in Treue fest“, die Augen mit der Hand beschirmend, nach (N)irgendwo. Eine unübersehbare Menge alltäglicher Leute zieht ins Nichts. Die Bilder von Maxim Kantor sind mir näher: Die Brutalität und Grausamkeit einer Welt wird aus Liebe heraus geschrien, und in dieser Liebe steckt eine unbezwingliche Kraft.

Und der „Urknall“, wo fand er nun statt? Bei der „Lotto-Million“ oder in der Begegnung mit Michail Gorbatschow? Vor den Bildern von Maxim Kantor? Im Theater bei „König Lear“? Oder beim Seminaristen Oleg in Sergijewski? - Diese zwei Tage haben in der Dichte ihrer Eindrücke fast überall Kraft und Hoffnung spüren lassen, auch, wenn der Aufbruch oft noch zaghaft ist, wenn die Wege unklar sind. Und in dieser Hinsicht ist Rußland für mich wichtig geworden, nicht als Markt und nicht nur als Mutter von Tolstoi und Dostojewski, von Malewitsch und Majakowski. Wie hatte es bei Herder geheißen: Die slawischen Völker seien aufgrund ihres Wesens berufen, der Menschheit die Wege zu wahrer Humanität zu ebnen und die Führung Europas und damit der Welt zu übernehmen. Vielleicht gibt es hierzulande eine gewisse Zurückhaltung in der Hoffnung auf den zweiten Teil von Herders Vision. Aber ich habe erfahren, daß es unangebracht ist, da, wo eben erst alte Mauern gefallen sind, neue aufzurichten, die aus Überheblichkeit, Egoismus, Besitzstandsdenken und Nationalismus gebaut sind.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft I /12 1993,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>